

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 34

Letzte Liebe!

Roman von J. Dalden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das junge Paar reiste ab, noch ehe der Nachtiß herumgereicht wurde. Sie wollten den Sechsuhrzug benutzen, der Anschluß hatte an den Orientexpresszug nach Paris. Fanny hatte kaum eine Träne geweint, ihr ward der Abschied aus dem Elternhaus nicht schwer! Ganz und Sie sah bildhübsch aus in dem weiten, hellen Reise- und dem schleierumwehten Filzhut, sie fühlte sich als das, was nun an war: eine reiche, schöne Frau! — Das hatte sie und immer als erstrebenswertestes Ziel vorgeschwebt hatte sie es erreicht! — Sie selbst sich erkämpft! — Und sie noch einen letzten Blick aus dem Wagenfenster getan, ihr Elternhaus einen Gruß zuzuwinken, wandte sie sich lächelnd dem neuen Leben zu.

Und Manfred Luzius liebte es gleichfalls, mit Worten zu spielen, Gespräche anzubahnen und da und dort anzuklopfen, um sich danach ein Urteil zu bilden. Es machte ihm Freude, den Gegner dadurch aus seiner Reserve zu locken, ihn auf einer Blöße zu ertappen, so wie ein gewandter Schachspieler durch einen sehr fähigen Zug den Partner aufstachelt. Es machte ihm Freude, die Feinheit zu bewundern, mit der Frau Elten alle diese fähigenzüge zu vereiteln strebte und wie sie ihn schließlich in eine Art Sackgasse geführt hatte, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Natürlich betraf es das Brautpaar, die Zukunft des Sohnes. „Also es bleibt dabei, nicht wahr?“ fragte Frau Elten dringend und hielt ihm ihre breite, gepflegte Hand entgegen.

Er nahm sie zögernd, wie ihr schien.

„Ja, ja, Verehrtester, Handschlag gilt so viel als Manneswort!“ sagte sie jetzt mit leisem Lachen.

„So flug! So flug!“ — und er führte ihre Hand leicht an

seine Lippen. Aber während er jetzt sinnend sich in seinen Sessel zurückbog, kam ihm dennoch keine neue Idee an, wie oft, wenn ihm eine Zustimmung irgendwelcher Art abgerungen worden war.

Er haunte über sich selbst! Es war nicht der edle Wein, nicht das vorzügliche Mahl, das ihn in diese Stimmung gebracht! Es war etwas in diesem Haus, was ihm wohl tat, etwas, was er bei sich daheim unbekannt gesucht und oft vermisst hatte!

Sein Blick glitt über die kleine Tafel-

runde durch den langgestreckten Raum, durch dessen weit offene Fenster der Wald sich erschloß in den goldrot leuchtenden Farben des Herbstes. Wie schön das war! Dieser Friede da draußen und dieser trauliche Zauber hier drinnen in diesem Haus, der ihn gefangen genommen mit dem ersten Schritt, den er über seine Schwelle getan! Der da sprach aus jedem Winkel, von jeder



Vom italienischen Kriegsschauplatz:

Dieses Bild zeigt den lebhaften Trainverkehr österreichisch-ungarischer Truppenteile auf den schmalen Schlängelpfaden des Alto-Adige.

gewesen war! Das gaben vor allem die Eltern im Ausdruck, besonders der Bürgermeister selbst, der die Fanny zu Tisch geleitet hatte. Selten wohl hatte er sich so wohl gefühlt als mit dieser Frau, die klug und gewandt, die Richtung zu geben wußte und meisterlich verstand, dahin zu lenken, wo sie ihn haben wollte.

Wand, aus so viel Kleinigkeiten, die eben zum Tag des Lebens gehören und auch wieder nicht gehören, die das Wohlbehagen nur erhöhen, ohne eine Notwendigkeit zu sein.

Es gibt Leute, deren Haus in einem Blumengarten steht, die aber versäumen, eine Blume auf den Tisch zu stellen, in den Alltag des Lebens! Die nur dann ihr Haus schmücken, es mit Freudigkeit erfüllen, wenn ein Fest bereitet wird oder ein Gast kommt! Solche Häuser sehen dann aus wie „zurechtgemacht“, sich selber fremd und keiner fühlt das intensiver als der Gast selbst.

Manfred Luzius war ein feiner Kenner des Lebens, er sah alles mit dem geschärften Auge jener Klugen, die mit ihren Tagen und Stunden rechnen, jenen, die den Genuß des Augenblicks mit jeder Faser ihres Seins auszukosten verstehen. Darum wußte er, dies Haus war immer so voll Traulichkeit, voll Wärme, voll Licht, wie es ihm heut und gestern erschien. In diesen alten Kaminvasen standen immer Tannenbrüche und aus dem uralten Kronleuchter gebrach es nie an Kerzen. Nicht wie bei ihm zu Haus, wo die Lampen nie in Ordnung waren, wo eine so kalte, muffige Luft dem sogenannten Salon eigen war. Er erinnerte sich nicht, je eine Blume in seinen Wohnräumen gesehen zu haben, außer den staubigen Blattpflanzen, die auf dem Fenster Sims des Wohnzimmeres säumten!

Es lag wohl an der Hand, die sie pflegte! Und waren nicht Kinder auch anvertraute Pflanzen, die dort gediehen und dort verkümmerten? Wunderbare Gedanken kamen und gingen ihm, wie er da so versunken saß. Schwere, ernste Gedanken, die das Lächeln von seinem Gesicht nahmen!

Von neuem klangen jetzt die Gläser zusammen, er hatte nicht einmal acht gehabt, auf wen oder was eigentlich angestoßen wurde. Er war so ganz von seinen Gedanken erfüllt. Und in diesem Sinn knüpfte er nur an das gehabte Gespräch wieder an.

Frau Elten dachte bei sich, die schnelle Zusage bereut er, aber ich gehe keinen Schritt zurück auf dem einmal eroberten Feld. Um so erstaunter war sie, als Luzius das Gespräch auf Susi lenkte. Ganz entzückt sprach er von ihrem Interesse an Literatur und Lektüre, das wirklich alles nur so herum in ihrem Köpfchen und er hätte sich ganz köstlich mit ihr unterhalten! Aber schade sei es, daß da nicht jemand eingriffe, der ihren Hunger nach Lesestoff in geeignete Bahnen lenkte — sehr schade sogar! Dann das Märchen, das sie da geschriebe, sei ganz allerliebste, — ganz überrascht sei er gewesen! — ganz überrascht!

Frau Elten legte das Dessertmesserchen topfschüttelnd aus der Hand. . . „Sie, Susi . . . ein Märchen geschrieben? Davon weiß ich ja gar nichts! . . .“ Sie war ganz atemlos vor Staunen — vor Empörung! Das ihr, der jeder „Blaustrumpf“ ein Greuel war! Wirklich, es wurde Zeit, daß sie sich ernstlich um Susi kümmerte! Eine schreibende Tochter, das hatte gerade noch gefehlt! Sie war eben noch nach der alten Schule und ihre Töchter sollten tüchtige Hausfrauen werden, aber sich nicht auf Gebiete begeben, wo sie nicht hingehörten. Warum der Bürgermeister sich eigentlich so ereiferte, so entzückt tat? Sie hörte nur halb zu und als er jetzt die Frage an sie richtete: „Wären Sie einverstanden, meine verehrteste Frau?“ sah sie ihn verständnislos an.

„Womit denn? Verzeihen Sie, ich hatte Ihre Frage überhört, ich bin ganz außer mir über Susi!“

„Geben Sie uns Ihr Töchterchen über den Winter! Sie kann ihre Stimme ein bißchen ausbilden, kann Vorträge hören, das Theater besuchen, in der Frauenschule den Nähkurs besuchen, kurz hören, sehen, lernen! Sehen Sie, hier der Winter in Ihrem Forsthaus ist doch zu eintönig für so ein lebensfrisches Mädel, und bei uns würde sie Gelegenheit haben, ein bißchen Jugendfreude zu kosten! Machen Sie mir die Freude, sagen Sie ja, verehrte Frau!“ drängte er lächelnd und hob sein Glas.

Frau Elten sah sinnend vor sich nieder. Sie hätte „dem Kind“ die Freude gegönnt, es hatte wenig genug für seine neunzehn Jahre, wo andere doch mit vollen Zügen genießen. Immer hatte man die Jüngste nicht für erwachsen gelten lassen, solange Fanny im Hause war, immer hatte man sie als Badsisch behandelt, und um die schönsten Jahre war sie eigentlich gekommen!

„Noch eins, meine verehrte Frau! Ich habe den Wunsch, daß sich unsere Häuser in Freundschaft nahe stehen und durch den Bund unserer Kinder diese Freundschaft immer fester geknüpft werden möchte in gegenseitigem Vertrauen!“ sagte Luzius leise und warm.

Frau Elten reichte ihm schweigend die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund!“

„Und Susi? Sie darf zu uns kommen, nicht wahr?“

Luzius Blick folgte dem von Frau Elten an das untere Ende der Tafel, wo Susi saß in dem weißen Spitzenkleid, das sie schon den Abend vorher getragen.

Ihr Tischherr, ein junger Stabsarzt, unterhielt sich eifrig über den Tisch mit dem gegenüber Sitzenden. „Sehen Sie, da träumt sie vor sich hin, statt sich an der Unterhaltung zu beteiligen!“

meinte Frau Elten seufzend. „Was habe ich schon für dem Mädchen gehabt! Von allen ist sie am schwersten gewesen! Ein Troß steckt in ihr, der nicht zu brechen ist.“

„Vielleicht doch!“ sagte Luzius lächelnd und hob seine Augen begegnet dem dunklen Blick von Susi.

„Ich werde noch heut mit meinem Gatten sprechen, jetzt Frau Elten. „Wenn Susi einmal heraus käme in Tüchtiges lernte. Ein Näh- und Schneidkursus wäre erwünscht und hier fehlt jede Gelegenheit.“

„Also abgemacht!“ rief Luzius fröhlich. Die Gläser zusammen und dann hob Frau Elten auf einen Augenblick Mannes die Tafel auf.

Nachdem sich die Herren ihrer Zigarette versichert folgten sie den Damen nach dem See hinunter, wo fadpions und silberner Mondschein die Wege erhellten.

Es war ein wundervoller, warmer Abend, der an dem gemahnte, wäre nicht das raschende, gelbe Laub überall die weiten Rasenplätze deckte.

Aber noch blühten die Spätrosen und entfeuchteten süßen, betäubenden Duft, und die Georginen hoben losen Köpfchen verträumt ob der veräumten Sommer.

Frau Elten hatte diesen Spaziergang in Szene gesetzt, aber bald zurückgekehrt in das Haus. Sie mußte sehr Befehle pünktlich besorgt wurden, das Wohnzimmer war, ehe das kalte Büffet aufgestellt wurde.

Erna überwachte das Anzünden der Lampen und Manfred entforderte die Flaschen zur Bowle, aber Susi war nicht da, um helfend zur Hand zu sein.

Die drückte sich mal wieder. Frau Elten rief umfönd und wieder den Namen ihrer Jüngsten durch Haus und Susi hatte ihre Pflichten, die die Mama ihr nach der Tafel überwiesen hatte, vollständig vergessen.

Sie war mit den Gästen hinunter zum See gegangen dort war sie mit „Onkel“ Luzius, wie sie ihn von nun an durfte, zusammengetroffen.

Ihren Arm nehmend hatte er ihr erzählt, daß die verstanden sei, daß sie zum November ein paar Monate komme und singen, kochen, schneiden und tanzen lernen.

Da hatte sie glücklich und leise gelacht, wie Susi zu lachen „Freust du dich denn?“ hatte er gefragt.

„Wie kannst du noch fragen, Onkel! Ich habe ja nie anderes mehr gedacht seit gestern Abend! Denk doch, wie wunderschön das sein wird für mich! Euer kleines, nettes von dem schon Erna so schwärmt! Ach, und all deine vielen Bücher! Deine Schätze von Pompeji und Rom und das alles soll ich sehen, alles! Wie mir mein Herz glüht!“ und sie hob die Hand gegen ihr Herz.

Sie waren stehen geblieben. Vor ihnen schimmerte wie flüssiges Silber, schwarz und schlant bauten sich zu seiten des Weges vor ihnen auf.

Immer hätte er so weiter gehen mögen, der junge lauschen, die ihm ein Wunderland erschloß, ein Wunder Gedanken, von Witzbegier . . .

„Ja, es wird, es soll dir gefallen, du Waldkind mit dem Gedanken. Der Winter wird mir diesmal nicht lang, wie sonst so oft! . . . Besonders die Abende! Und wie recht arbeitsmüde bin, dann wirst du mir ein Märchen alle deine Märchen, Susi . . .! Und es wird dir nicht werden bei uns. Nach Weihnachten, wenn das Herrschaften tritt, nehme ich dich mit nach Berlin! Das gefallen“, schloß er lächelnd.

„Ach, Onkel Luzius! Wie soll ich dir nur danken der stürmischen Freude, die sie erfüllte, bog Susi sich küßte seine große, gepflegte Hand.

Noch nach Jahren erinnerte sich Manfred Luzius dieses Augenblicks. Des stillen, mond hellen Sees, des Spiegel wie Silber schimmerte, der ersten, schlanken die zu seiten des Weges sich aufbauten, und der großen Freude, die ihn erfüllte, die alles auslöschte, was an ihm sich angesammelt hatte.

Frau Luzius legte mit nachdenklichem Lächeln erhaltenen Brief ihrer Tochter Lilia aus der Hand.

Es dämmerte schon und sie nahm die Arbeit, Leinenstiderei, nicht wieder auf. Ihr Blick glitt durch den breiten Fensters, an dem sie jeden Nachmittag feiner Nebel lag über den alten Dächern, er überzog das Pflaster der Gasse mit seinem Sprühregen, grau in grau sich der Himmel nun schon seit Tagen über der kleinen

Frau Luzius seufzte. Was dem Mädel, der Lilia, fiel! Immer von neuem schob sie den Hochzeitstag hinaus, neue Pläne spann ihr beweglicher Geist, immer neuer führte sie an, die ihre Heimkehr verzögerten.

unzes Vierteljahr weilte Lilia nun schon in der Pension, um ihre Gesangsstudien aufzubessern und Italien zu lernen. Es war wie ein Fieber über sie gekommen, bevor sie Dr. Nissens angebetete Frau wurde. Sie erfüllte jeden ihrer Wünsche, ihre törichten Einfälle, war stets in Liliens schmalen Kinderhändchen. Auch zur Hinausreise des Hochzeitstermins in den Januar hatte er seine Einwilligung gegeben, wenn auch schweren Herzens. Ihr war es ja um Lilia noch wartete. Die war ja noch so jung! Kaum Jahre, warum ihr die sorglose Mädchenzeit verkürzen! Doch stieg immer wieder eine leise Sorge auf im Herzen der Frau, wenn sie der jungen Tochter gedachte. Sie war so ganz anders geworden. So ernst und so still immernde Brillantreif sie zur Braut gemacht. Frau Luzius fand den Schlüssel nicht zu dieser Wandtür, die sie auch suchte und forschte. Sie hatte sie diese Bedenken ihrem Gatten geklagt, aber sie lachend getröstet. „Nicht lauten!“ Die dürfe man nicht ernst nehmen. Nur zu gern hatte sie sich von ihm beruhigen lassen, überall, in jeder Lage, durch seine besonnene Ruhe war. Er war jetzt immer von einer gleichmäßigen Ruhe, all sein polterndes, nörgelndes Unzufriedensein abgestreift ihr gegenüber. Vielleicht, daß er inne geworden war, wie seine Strenge das Vertrauen zerstört zwischen den Kindern, daß er nun gut machen wollte auch an ihr, die sie oft in Zorn und Unmut hatte entgelten lassen. Sie empfand die Wandlung an ihm mit einem Gemisch von Angst und Triumph. Kein Gedanke kam ihr, daß sie im Irrtum sein konnte. Sie nahm die Dinge so, wie sie sich ihr zeigten. Zu träge waren Nachdenken, zu sehr mit sich und den Sorgen des Tages beschäftigt, ging ihr jenes seine Verstehen vollständig verloren. Was sonst die Frau in des Mannes Wesen lesen läßt, das konnte sie nicht mehr. Nur ihr verständlichen Buch. Draußen klang elektrische Glocke, ihr Blick glitt nach der Uhr. Das war die aus der Gesangsstunde kam. Sie hatte die Kleine lieb gewonnen, die ihr über Liliens Abwesenheit ein wenig hinweghelfen sollte. Sie war so ernst war das Mädchen, so gar nicht Lilia vermischte sich bereits die Tür und Susi trat über die Schwelle. „Tantchen! O, ist das kalt und naß draußen, und ... brrr!“ Susi lehnte sich an den breiten Rachen ihres blassen Gesichtchen stand ein Lächeln. „Soll dir Grüße bringen von Frau Doktor Selten, Tantchen?“ Sie schaute auch heute abend den Frauenverein nicht vermissen. „Susi!“ Luzius stand seufzend auf. „Werde ich vor euch zu Abend essen, Kind. Onkel kommt, du wirst schon ein wenig sorgen für ihn, nicht wahr?“ „Gewiß, Tantchen!“ „Weißt du, daß heute kein Theater ist,“ fährt Frau Luzius fort, „und wird dir hoffentlich nicht zu lang, Kind ...“ „Tantchen! Onkel liest doch Byron mit mir, weißt du!“ „Du an dem ersten Zeug so Gefallen hast, Susi!“ Luzius schüttelte lächelnd den Kopf und sah das Mädchen. „Diese kleine Susi!“ Wie ein Bäckchen sah sie aus in dem blauen fußfreien Rock und der weißen Sportbluse, in den dunkeln glänzenden Augen lag ein Ernst, der weit über ihre Jahre hinausging. „Auf Wiedersehen, Kleines, ich will mich rasch umkleiden!“ Sie fiel hinter Frau Luzius ins Schloß, Susi war allein. Im stillen Lächeln schaute sie vor sich hin, dann ging sie nach Liliens Zimmer, wo sie am Flügel ungestört saß. Sie sang so gern und hatte entschieden große Freude gemacht in den vier Wochen, seit sie ihr Elternhaus verlassen hatte. Wie schön, wie wunderbar war jeder Tag hier in dem alten Haus, unter der Obhut von Onkel und Luzius. Ein einziger Festtag dünkte diese Zeit ihr. Dabei hatte sie fleißig gelernt in der Schneidestunde. Die Tuchbluse, die sie heute trug, hatte sie sich beinahe selbst gefertigt. So glücklich war sie hier, wie noch nie in ihrem jungen Leben! Der Boden des Hauses Luzius schien geschaffen für ihr bewegliches Temperament, für all die kleinen, die in ihr schlummerten und deren Wachstum man nicht hemmen durfte. Luzius las mit ihr und fand mit Entzücken, wie sie ihn blenden mit seinen Kenntnissen vor diesem kleinen Kopf, das alles in sich vereinte, ihm entgegenbrachte, wie sie so oft gesucht und entbehrt hatte. Es war wohl, ihre junge Seele wuchs an ihm.

Und wie wir mit Staunen und Entzücken das Aufblühen einer Blume verfolgen, die wir als mattes Pflänzchen dereinst uns ins Haus getragen, mit diesem Gefühl sah jetzt Manfred Luzius die Tage kommen und gehen. Nie war er rastloser tätig gewesen in seinem Beruf, nie war er wohlwollender allem gegenüber gestanden, was er sonst vielleicht schroff abgewiesen hätte.

Es war Freude in ihm, und aus diesem Gefühl heraus sah er Welt und Leben mit hellen Augen an. Selbst die langwierigste Sitzung konnte ihn nicht mehr in Unmut und Ungeduld bringen, wie das die Herren im Magistrat von ihm zur Genüge kannten, im Gegenteil, er fand schließlich noch einen Scherz, der die aufgeregten Gemüter beschwichtigen half.

Manfred Luzius fing an über sich selbst zu staunen. Jetzt erst empfand er, wie furchtbar leer sein Dasein sich dahingehangen hatte, wie genügsam er gewesen war. Wie ein Uhrwerk war sein Dasein verlaufen, eintönig und farblos, und er hatte es nicht einmal empfunden, bis auf die nörgelnde Unzufriedenheit, die ihn dann und wann noch packte, noch aufrüttelte.

Das, was ihm alle nicht gegeben hatten in seinem reichen, wohlausgefüllten Leben, das seine, tiefe Verstehen seiner Eigenart, das Sichfreuen an allem, was ihm das Leben schön und lebenswert machte, das Interesse für die Kunstwerke und Andenken, die er heimgebracht hatte von seinen Reisen, er fand es in diesem Mädchen, das kaum die Kinderschuhe abgestreift hatte, dessen Gedanken die seinen schon errieten, verstanden, oft noch ehe er sie in Worte gefaßt.

Susi hatte aufgehört zu lächeln. Es war acht Uhr und der Hausherr konnte jeden Augenblick kommen. (Fortsetzung folgt.)

Der Vierzehnte.

Humoreske von J. Eil. (Nachdruck verboten.)

„Mama, ich gehe jetzt“, ruft Ilse v. Wendheim ihrer Mutter zu, „um elf Uhr beginnt unser Tennisspiel.“ „Warte noch, liebes Kind, du mußt mir auf dem Wege zwei Briefe besorgen.“

„Aber —“

„Es muß sein, Ilse, du weißt, daß wir nächste Woche den kleinen Gesellschaftsabend haben, und da sollst du mir für den Tag die Kochfrau bestellen. Gleichzeitig habe ich hier die Adresse einer Näherin, und, da meine beiden Töchter lieber alles andere tun, als ihrer Mutter ein bißchen zur Hand zu gehen, bin ich gezwungen, für einige Tage eine Näherin ins Haus zu nehmen um einige Ausbesserungen vorzunehmen. Hier, die Adresse ist Körnerstraße 115, den Brief gibst du ihr selbst ab und bittest um Antwort. Wo die Kochfrau wohnt, weißt du ja. Hast du nun alles verstanden, Ilse?“

„Alles kapiert, Mutti! Adieu — Adieu —“ Weg war sie.

Während nun die Mutter in der Küche ihren Hausfrauenpflichten obliegt, schlendert Ilse, den Tennisschläger schwingend und ein Liedchen vor sich hin trällernd, gemächlich die Straße entlang.

„Wohnt hier die Näherin Schmitt?“ fragt sie mit ihrer hellen, freundlichen Stimme den Portier des Hauses Körnerstraße 115, als sie dort angelangt ist.

„Zarwohl, Fräulein, zwei Treppen.“

Ilse hüpfte die Treppen hinauf. Richtig, da hängt ein Schild: „Frau Schmitt, Näherin“. Die darunter mit Reißnägeln befestigte Visitenkarte überliest sie in der Eile.

Sie drückt auf die elektrische Klingel, daß es gellt, doch niemand öffnet. Schnell noch einmal — noch ein drittes Mal. Öffnet denn niemand? Die Alte schläft wohl noch?

„Himmel Donnerwetter!“ Der Referendar Hans v. Hochstein sieht unwillig von seinen Alten auf. „Frau Schmitt, Frau Schmitt! Richtig, die Alte ist wieder nicht da und ich kann Diener spielen.“

Ärgerlich geht er auf den Flur und reißt die Tür auf.

„Na, nehmen's mir nicht übel, aber —“

Vor ihm steht ein junges Mädchen, den Tennisschläger in der einen, den Brief in der anderen Hand.

„Ist Frau Schmitt nicht zu Hause?“

„Ja, das muß wohl nicht sein, da sie nicht aufgemacht hat.“

„Ach, wie schrecklich,“ seufzt Ilse, „ich hab's doch so eilig. Kommt sie denn nicht bald wieder? Ich muß nämlich zum Tennis.“

Sie kann jeden Augenblick kommen. Wenn Sie auf sie warten wollen, gnädiges Fräulein —“

„Ach, ja, wenn's nicht zu lange dauert.“

„Darf ich bitten?“

Er macht die Tür zu seiner Stube auf.

„Wollen Sie gütigst Platz nehmen?“

„Sie sind wohl der Sohn von der Näherin?“ fragt Ilse naiv, als sie auf dem angebotenen Stuhl Platz nimmt, während er sich ihr gegenüber auf seinen Schreibtischstuhl setzt.

Ein verstoßenes Lächeln zuckte um Hochsteins Mund. Aber — ein Student macht immer gern einen Wit.



Der berühmte Ostender Badestrand im Kriegsommer 1916.

„Jawohl, mein Fräulein, ich bin der Sohn von der Nähfrau. Ich nehme Bestellungen für meine Mutter in deren Abwesenheit an. — Wann soll sie zu Ihnen kommen?“

„In vierzehn Tagen, wenn sie dann frei ist.“

„O doch. Sie wird wohl frei sein. Darf ich vielleicht Ihre Adresse aufschreiben?“

„Frau v. Wendheim, Mozartstraße 36. — Und bitte, die Antwort, ob Ihre Mutter frei ist, bekommen wir auch bald, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, sie wird schon frei sein, sonst wird sie eine andere Bestellung dafür aufgeben.“

„Wie nett das von Ihnen ist.“ Ilse hat sich erhoben. In ihrer überquellenden Dankbarkeit hält sie ihm sogar die Hand hin, die er galant an seine Lippen führt.

„Ich muß noch zu unserer Kochfrau. Wir haben nämlich nächste Woche eine Abendgesellschaft zu Hause. Vierzehn Personen können wir gerade jehen: Aber langweilig ist das immer. Ach ich muß mich beeilen, wenn ich nicht zu spät zum Tennis kommen will“, erklärt Ilse wichtig.

Hochstein kann ein Lächeln nicht verbeißen, als er ihre altfluge Redeweise so drollig aus ihrem rosigen Mündchen klingen hört.

„Warum lachen Sie denn?“ fragte Ilse erstaunt.

„Ach, ich dachte eben, wie gerne auch ich einmal eine solche Gesellschaft mitmachen möchte. Ich komme so selten in Damengesellschaft. Natürlich mit meinen Korpsbrüdern treffe ich häufig zusammen.“

Ilse's Erstaunen belehrt ihn über seinen Mißgriff.

Er schlägt die Augen zu Boden und seufzt hörbar: „Ja, die gute Mutter wollte es durchaus, daß ich studierte.“

„Und dabei ist sie immer Näherin geblieben.“
„Gnädiges Fräulein, Arbeit schändet nicht. Ich noch lebte, dachte er auch nicht, daß sie später arbeiten müßte. Aber, was hilft's.“

„Ach ja, wir sind seit des Vaters Tod recht nahen kann keins von uns. Mutter muß alles allein.“

„Wollen Sie nicht Stunden nehmen bei — bei Mutter?“

„Ich? Ich soll nähen lernen?“ Ilse lacht.

„Aber gnädiges Fräulein, wenn Sie doch wollen, müssen Sie doch davon auch etwas haben.“

„Ich — wer wird mich wohl heiraten wollen habe ich keins und hübsch bin ich auch nicht.“

Sie bemerkt, daß sie plötzlich ihre Unbefangenheit verloren hat, doch wird sie gleich ihrer Verlegenheit Herr und mit einem „Guten Morgen, Herr“ schreitet sie der Tür zu.

„Wie?“

„Na, wenn Sie doch der Sohn der Nähfrau sein Sie doch auch Schmitt heißen.“

„Natürlich — gewiß — ich bin zwar eigentlich Stiefsohn. Aber das tut nichts, ich stehe ihr Seite und helfe ihr, indem —“

„Das ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie uns helfen nämlich unserer Mutter gar nicht. mir aber ein Beispiel an Ihnen nehmen und nachher gleich nach Hause. Ich will das Tennis sein bringe ihr gleich Bescheid. Meinen Sie nicht auch?“

„Sehr lobens-“

Ihnen, und nicht wegen der Näherin, das überlegen Sie noch einmal, Fräulein?“

„Ich hätte Lust dazu.“

Hochstein begibt sich zur Tür und ihren graziösen den Augen bis mehr von ihr geht er in sein zurück, setzt sich von Ilse soeben nen Stuhl und vor sich hin. Wie muß ich sie, das — Aber wie? — wirklich seinen folgen will und ner Wirtin nehmen wird? könnte er ja Gelegenheit haben, ihr zusammen-



Deutsche Kavallerie-Patrouille beim Pferdetränken an einem russischen Dorfbrunnen. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Aber erst müßte er die Alte bearbeiten, damit sie nicht Frau Schmitt enttäuschte auch seine Hoffnung nicht.



Die Reste einer starken franz. Verteidigungsstellung in dem von den Deutschen erströmten Werk Thian.

lieben
nicht.
später
recht an
allein
ei — be
lacht
och spä
was we
wollen
cht.“
fangen
egenher
Herr
Frau
gentlich
e ihr
Sie
nicht.
nen un
sein la
ch?“
loben
und ni
er Mä
legen
mal,
?“
hätte
in begl
für und
gößen
in bis
ihr sel
sein
st sich
oben
l und
n. Wie
e, das
wie?
einen
ll und
in Mä
wird?
ja we
ben, t
innen
e nicht
nicht.



Speiseanstalt in Dresden, welche kürzlich dem Betrieb übergeben wurde.



Maria de las Nieves de Braganca de Borbon, Infantin von Spanien, Pflegerin für Schwerverwundete, Villa „Dahheim“ am Traunsee (Oberösterreich), als Pflegerin und Oberschwester tätig ist.

wird Bescheid schicken, sie war aus-
Ich habe mit dem Sohn verhandelt.
der hübsch! — Und Student ist er
wesen und jetzt schon Referendar.“
meines Zeug! Der Sohn einer Nähe-
studieren“, entgegnet Hilde, die äl-
ter Wendheims. „Das hat er dir
sendelt.“
ab' doch die Mühe und den Schlä-
en, die hingen ja bei ihm an der
richt Ilse heftig.
gewiß in ein falsches Haus ge-
ngendein junger Herr hat sich einen

dummen Biß mit dir erlaubt“, beschwichtigt die Mutter ihre jüngste Tochter.

Diese aber stampft ungeduldig mit dem Fuße.

„Das ist nicht wahr. Er hat doch selbst die Bestellung aufgeschrieben und sagt, er sei der Stiefsohn von Frau Schmitt. — Jawohl, er ist sehr schick, und daß seine Mutter nähen muß, kann er doch nichts da- für. Daß er sich dessen nicht schämt und der alten Frau hilft, finde ich sehr nett — viel netter, als daß wir Ma- ma alles allein tun lassen. —

Darum bin ich ja auch nicht zum Tennis gegangen, ich will bei Frau Schmitt nähen lernen, daß ich Mama helfen kann.“

Frau v. Wendheim zog gerührt ihre Jüngste in die Arme. „Liebes Kind, du hast ja deine Sache ganz vortref- lich gemacht“, tröstete sie.

Hilde schnitt ein spöttisch ungläubiges Gesicht und be- stritt vor wie nach die Mög- lichkeit, daß der Sohn einer Nährfrau ein Korpsstudent und ein eleganter junger Referendar sein könne.

Der Streit wurde immer hitziger, bis das Erscheinen der Frau Schmitt dem Wortwechsel ein Ende machte.

Diese bestätigte denn auch alle Angaben Ilse und strich ihren „Stiefsohn“ so heraus, daß Hochstein seine helle Freude daran gehabt hätte, wenn er Zeuge davon gewesen wäre.



Ein 70jähriger Feldgrauer.

Bisfeldweibel D. Stern aus Eichenhagen bei Kiel, welcher z. B. als Militärpolizeimeister in einem Ge- fangenenlager im Osten tätig ist.



Deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft im gemeinsamen Schützengraben.

Nach gründlichen Erörterungen über die demnächstige Tätigkeit Frau Schmitts im Wendheimischen Hause verabschiedete sich diese. Ise aber, mit freudig strahlendem Gesicht, schlich der alten Frau auf dem Korridor nach und schmeichelte: „Ich würde gern ein bißchen näher lernen bei Ihnen, Frau Schmitt.“

„Warum nicht, Fräuleinchen, kommen Sie morgens zwischen neun und zehn Uhr, dann bin ich stets zu Hause.“

Ise war glücklich, und auf die Bitte, ihre Mutter und Schwester nichts davon wissen zu lassen, gelobte die Alte strengste Diskretion.

Schon am nächsten Morgen begann Ise ihren Kursus bei Frau Schmitt und Frau Wendheim wunderte sich im stillen, daß ihre Tochter schon so früh zum Tennis ginge. Sie klammerte sich aber weiter nicht darum, und die Arbeit für das bevorstehende Fest nahm sie vollends in Anspruch.

Ise besuchte dann vor wie nach jeden Morgen Frau Schmitt und der Referendar war meist anwesend. Er gab oft so verständige Ratschläge, daß man deutlich merkte, er hatte von dem Nähtalent der Mutter manches geerbt.

Die Woche bis zum Wendheimischen Gesellschaftsabend ging schnell vorbei. Als nun am Vorabend Ise nach beendigter Arbeit nach Hut und Mantel griff und beim Abschied Frau Schmitt mitteilte, daß sie morgen nicht kommen könne, da sie der Mutter helfen müßte, seufzte der Referendar: „Schade, daß ich nicht dabei sein kann.“ — In seinen hübschen Augen lag solch ein eigenartlicher Blick, daß es Ise ganz sonderbar ums Herz wurde.

„Ja, es ist wirklich schade. — Aber wir haben nur für vierzehn Personen Platz bei uns.“

„Wenn nun einer abgäbe, dürfte ich dann der Vierzehnte sein?“

„Gut,“ entschied Ise nach einigem Nachdenken, „wenn einer abgibt, telephoniere ich Ihnen.“

Hochstein, den sein Betrug doch manchmal zu bedrücken anging, flüsterte ihr beim Abschied zu: „Gnädiges Fräulein, schon lange wollte ich Ihnen etwas erklären.“

Ise hatte es plötzlich sehr eilig und entwich mit dem Versprechen, daß sie ihn sofort benachrichtige, wenn einer fehlen sollte.

Am nächsten Tage, als alles im Wendheimischen Hause in fieberhafter Tätigkeit war, überbrachte ein Bursche Frau v. Wendheim einen Brief. Sie war blaß geworden, als sie die Zeilen gelesen hatte, und brachte nun mühsam hervor: „Eine Abgabe, jetzt sind wir also doch zu dreizehn. Ise, zieh dich gleich um und lade eine Freundin von dir zu heut'abend bei uns ein.“

Frau v. Wendheim war auch eine etwas abergläubische Natur. Sie hätte lieber von allen eine Abgabe erhalten, als zu dreizehn an einem Tische sitzen müssen.

Ise umarmt die etwas verblüfft dreinschauende Mutter stürmisch und eilt wie ein Wirbelwind zur Tür hinaus. Sie wußte sofort die Freundin, die sie per Telephon bestellen werde. Nach kurzer Zeit stürmte sie denn auch wieder ins Zimmer mit den Worten: „Mutti, ich habe den Sohn der Nähfrau eingeladen, daß wir nicht dreizehn sind.“

„Ise, bist du toll! Wie kannst du so etwas machen!“ schilt die Mutter, während Schwester Hilde vor Erstaunen keine Worte findet.

„Warum denn, Mutti, ein Referendar hat doch sicher so viel gelernt, daß er es mit jedem gesellschaftlich aufnehmen kann. Ich habe ihn die letzte Woche fast alle Tage gesehen, und — er hat sich doch so darauf gefreut, und — ich auch.“

„Du auch? — Was soll das heißen?“

„Ach Mutti, schilt nicht. Ich habe schon die ganze Woche fleißig näher gelernt bei Frau Schmitt, statt zum Tennis zu gehen.“

„Aber Ise, wie hast du mich so hintergehen können. Es ist einfach unglaublich, mit dem Sohne einer Näherin an einem Tisch zu sitzen, die in nächster Zeit als Nähfrau in unser Haus kommt. Ich verbiete dir hiermit ein für allemal, daß du das Haus der Frau noch einmal betrittst.“

„Ich glaube, Mama, am besten wäre es, man machte gute Miene zum bösen Spiel, denn wenn die anderen Gäste etwas ahnen —“ mischte sich Hilde ein.

„Er ist hübscher als die anderen,“ entgegnet Ise, „außerdem ist er gar nicht der Sohn der Näherin, hat er mir eben durchs Telephon mitgeteilt, er ist der Referendar Hans von Hochstein, und er bewohnt nur ein Zimmer bei Frau Schmitt.“

Als sich Frau v. Wendheim mit vielen Seufzern und Kopfschütteln darein ergeben hatte, wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und als am Abend alles im schönsten Lichterglanz strahlte, konnte man über das wohlgelungene Werk sehr zufrieden sein.

Ise sah in ihrem weißen Kleide und ein paar prächtigen Blumen im Haar wie der Frühling selbst aus und ihr liebliches Gesichtchen strahlte wie eitel Sonnenschein. Der eigens für den Tag bestellte Diener meldete denn auch alsbald die ersten Gäste.

Herr v. Hochstein, den doch eine leichte Verlegenheit beschlich, als er Frau v. Wendheim gegenüberstand und seine Entschuldigung

gungsbrede begann, fand zum Glück einen alten Bekannten den Gästen, der die Situation schnell zurechtrückte.

Frau v. Wendheim war auch eine zu liebenswürdige um dem einnehmenden Wesen und Äußeren des jungen gegenüber lange feilschen zu können, und so gestaltete Gesellschaftsabend bei Familie Wendheim zu einer rechtlichen Feier.

Als nun im Verlauf des Abends der Referendar an Frage richtete, ob die Nähstunde denn weiter genommen dürften, wies sie ihn mit holdem Erröten an ihre Mutter, lächelnd mit dem Finger drohte und doch dabei ihrer gütig Erlaubnis zunickte.

Tschin-fo und Tschin-Li.

Ein chinesisches Märchen von W. Kabel.

Tschin-fo besaß dicht am Flusse ein großes Stück Land und eine Hütte, außerdem Tschin-Li, ein Weib, für ihn sorgte. Tschin-fo hatte demnach allen Grund, und zufrieden zu sein. Aber die Götter beneideten ihn um Herzensfröhllichkeit. Drei Jahre hintereinander ließen sie über die Ufer treten, so daß die Ernte immer wieder gelben Fluten vernichtet und fortgeschwemmt wurde. Er war bettelarm geworden. Niemand ließ ihm mehr den saft nötigen Reis, und da er auch die Steuern nicht bezahlen konnte, kamen die Leute des Kaisers und trieben ihn mit seinem aus der Hütte hinaus. In dieser Not beschloß er, in die zu wandern. Tschin-Li aber wollte sich bei einem reichen als Magd verdingen, bis ihr Mann mit seinen Ersparnissen lehrte und sie wieder eine Hütte und ein Feld erwerben.

Nach einem schmerzlichen Abschied trennten sich die. Tschin-fo fand in dem fremden Lande bald guten Verstand, da er sparsam lebte und nach Möglichkeit zurücklegte, bald eine kleine Summe zusammen. Da gedachte er, seiner Frau zu senden, damit sie sich das Leben erleichtere. Er fragte einen Landsmann, der mit ihm zusammen war, wie er das Geld wohl am besten in die Heimat schicken sollte.

Der Landsmann war ein Betrüger. Er sagte, daß er Tschin-fos Wunsch besorgen würde, nahm das Geld an, behielt es. Dem vertrauensseligen fo aber erzählte er, daß sei längst unterwegs. Monate vergingen. Wieder hatte Summe erspart, die er abermals dem falschen Freunde für Förderung anvertraute. Dieser behielt sie wie die erste zeigte aber einige Zeit darauf Tschin-fo einen Brief, der von Tschin-Li herrührte. Er las dem des Lesens untun das Schreiben vor, in dem die Frau ihren Gatten aufforderte weiter zu erwerben. Sie wolle alles Geld gut aufheben.

So verflossen mehrere Jahre. Der brave, nichtsahnende hatte dem listigen Landsmann immer wieder alles ausgeliefert, was er nur zurücklegen konnte. Hoffte er doch, später in der Heimat seine Schätze wiederzufinden. Bisweilen waren auch von Tschin-Li eingetroffen, in denen jedoch nie etwas davon war, daß fo endlich zu ihr zurückkehren solle. Trostdem schloß fo schwer Betrogene keinen Verdacht.

Wieder gingen Jahre dahin. Da zogen die Pestdämonen das fremde Land, und die Menschen starben in Scharen. Auch den falschen Freund Tschin-fo's ereilte das Geschick. pflöge ihn bis zum letzten Augenblick. Da regte sich das in dem Sterbenden. Er beichtete Tschin-fo, wie schon ihn hintergangen hatte, und bezeichnete ihm auch die Stelle, sein erspartes Geld und dasjenige fo's vergraben lag. Er war, ließ Tschin-fo den Leichnam einbalsamieren, nähte Häute ein, kaufte ein Packpferd, lud die Leiche auf und fuhr einer Karawane an, die nach der Heimat zog. So erfüllte letzte Bitte des Verstorbenen, in heimischer Erde bestattet zu werden.

Tschin-Li hatte auf diese Weise all die langen Jahre kein einziges Mal Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Sie wußte ihn längst tot, und da Liang-Sun, dem sie als Magd im Hause gedient hatte, sie zu seinem Weibe machen wollte, gab sie einigem Zögern seinen Bitten nach. Aber sie konnte Tschin-fo nicht vergessen, besonders da ihr zweiter Mann mehr wegen ihrer Tüchtigkeit denn aus Liebe geheiratet war.

Tschin-fo langte nach einer Reise von mehreren Meilen der Heimat an. Zunächst suchte er den Ort auf, an dem der Fremde dahingeschiedene Landsmann bei seinen Angehörigen erdigt sein wollte. Als er diese fromme Aufgabe erledigt begab er sich zu dem Manne, bei dem Tschin-Li damals einen Unterkommen gefunden hatte. Er fragte nach Frau. Dieser aber wies ihm barsch die Tür. Erst von einem Knecht erfuhr er, daß Tschin-Li des Mannes Weib geworden war. Er ging er zum Richter und trug diesem die Sache vor.

Richter hörte ihn freundlich an und bestellte ihn für den Vormittag wieder zu sich. Tschin-fo zur bestimmten Zeit bei dem Richter erschien, dort auch Liang-Sun und Tschin-Li vor. Diese brach bei Tschin-Li in Tränen aus. Aber Liang-Sun fuhr sie hart an, sie klagen bald verstummen und sie den Totgeglaubten anzuschauen wagte. Der Richter fragte darauf zuerst, ob er sein Weib zurückverlange. Dieser bejahte eifrig. Der Richter fragte, ob er Tschin-Li herausgeben wolle. Liang-Sun weigerte sich hartnäckig. Der Richter sann einen Weg nach und befahl dann den beiden Männern, nach zwei Wochen wiederzukommen. Er wolle sich den Fall bis dahin überlegen. Tschin-Li aber ließ er, da sie vorerst keinem von beiden anvertrauen konnte, in das Gefängnis abführen. Dort sollte er Verpflegung bis zum endgültigen Urteilspruch bleiben. Liang-Sun weigerte sich, nachdem die zwei Tage um waren, vor dem Richter ein. Dieser empfing sie mit betrübter Miene und machte ihnen unter vielen Entschuldigungen die Mitteilung, daß Tschin-Li sich am Morgen im Gefängnis aus Gram habe. Er führte die beiden Männer auch bis zur Tür des Gefängnisses und zeigte ihnen den Leichnam Tschin-Lis, der im dunklen Raume noch in der Schlinge hing. Dann schloß er wieder ab und reichte Liang-Sun den Schlüssel hin. Liang-Sun sah Tschin-Li bis zuletzt als dein Weib betrachtet. Hier nahm er den Schlüssel. Lasse sie abholen und gib ihr ein Begräbnis zu Verdienst. Liang-Sun streckte die Hand nicht nach dem Schlüssel aus. Er habe es mir überlegt, sagte er. Tschin-fo hat als ihr Gatte doch mehr Anrechte auf sie. Mag er sie daher auch abholen. Der Richter rief seinen Schreiber herbei und ließ diese Äußerung auf Papier bringen. Dann wandte er sich an Tschin-fo. Tschin-Li ist nunmehr dein. Willst du sie also als ihr Gatte ablassen? Tschin-fo griff eilig nach dem Schlüssel. Antworten konnte er nicht. Der Schmerz machte ihn stumm. Der Richter befahl der Schreiber, die Tür des Gefängnisses sofort aufzuschließen. Tschin-fo gehorchte. In der Mitte des Raumes stand Tschin-Li, lebend und gesund. Unter Freudentränen sah sie jetzt den geliebten, ihr wiederergegebenen Gatten. Liang-Sun aber sprach der Richter: Du hast die Probe bestanden. Meine List ist geglückt. Ich hatte alle Vorurteile getroffen, daß es so scheinen mußte, als ob Tschin-Li tot in der Schlinge hing. Die Tote wolltest du nicht, aber die Lebende. Bei diesem Spruche blieb es. Tschin-fo und Tschin-Li aber lebten in sorglosem Glück noch viele Jahre.

Die Nervosität und ihre Heilung.

Von Hermann Borkenhagen. (Nachdruck verboten.)

Im Zeitalter wird häufig das nervöse genannt, weil die Krankheit der Nervenkranke von Jahr zu Jahr zunimmt. Als diese Erscheinung wird oft die erschwerte Existenzmöglichkeit und das Hasten und Jagen im Erwerbsleben angesehen. Die Ärzte und Gesundheitspfleger sind aber der Meinung, daß nicht immer zutrifft und sie behaupten, daß die Mehrzahl der Kranken aus den Kreisen stammt, wo anstrengende und regellose Arbeit am wenigsten zu finden ist. Dagegen steht aber bei der gesellschaftlichen Leben in hoher Blüte. Die Menschen jagen von einem Vergnügen zum anderen, stete Abwechslung ist ihr Ziel und dabei vergessen sie ihre Gesundheit zu erhalten und sich auszuruhen. Ehe sie sich's versehen, flieht der Nervenlaster, sie werden unruhig in ihrem Tun und Lassen, sie fühlen, oft verstimmt und gereizt. Ihr Zustand zeigt, daß sie krank, daß sie nervös sind. Nicht selten steigert sich die Nervosität in dem Maße, daß sie lebensüberdrüssig werden und erliegen auch der Verzweiflung und machen ihrem Leben ein Ende. Es ist daher dringend notwendig, die Nervosität beizeiten geheilt werden.

Die Heilung der Nervosität ist bisher im allgemeinen durch verschiedene Versuche worden, dem jedoch der Erfolg meistens mangelhaft. Abwechslung in einer anderen Umgebung war das was den Nervösen empfohlen wurde. Da sie gerade in der reichlichen Abwechslung und Anstrengung krank geworden waren, konnten sie auch durch weitere Abwechslung nicht genesen finden. Andererseits plagte man die Kranken mit Beruhigungsmitteln, die ebenfalls ihren Zweck vollständig verfehlten. Nur ihr Leiden nur noch verschlimmerten. Neuerdings ist man auch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Heilung der Nervosität am besten durch die Nervösen selbst möglich ist. Sie

allein müssen zu der Erkenntnis kommen, daß eine verkehrte Lebensweise ihr Leiden verursacht hat. Mit dieser Erkenntnis regt sich auch bei ihnen der Wille, die Verfehrtheiten aufzugeben und durch ein geordnetes Leben ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Bei diesem Streben müssen die Kranken nun gestärkt werden. Es muß ihnen gleichsam ein Halt geboten werden, an dem sich ihr Wille zur Gesundheit aufrichten und stärken kann. Einen solchen Halt bieten bezügliche Bücher. Im Verlag „Lebensreform“ in Berlin ist ein solches erschienen. Es betitelt sich: „Nervosität und Lebensüberdruß“ und sein Verfasser, Hans Horst, bekennet darin freimütig, wie er selbst Heilung von Nervosität gefunden hat. Nach ihm ist dafür die allgemeine Nervenhygiene die erste Bedingung. Diese legt er folgendermaßen dar:

1. Luft. Keine Luft bei Tag und Nacht ist Grundbedingung zum Gesundsein; sie regt den Blutumlauf an und verleiht uns dadurch erhöhte Lebensenergie.

2. Bewegung. Tägliche Körperübung im Freien, sei es Arbeit, Spaziergang oder Turnspiel, gleicht den Schaden eines gesundheitschädlichen Berufes mit sitzender Lebensweise in schlechter Luft am besten wieder aus.

3. Ernährung. Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken ist die Garantie für ein gesundes und langes Leben. Sogenannte gemischte Kost, die sich bisher als die beste erwiesen hat; jedoch sei nicht vergessen, daß auf der anderen Seite unzureichende Ernährung ebenso schadet.

4. Wasser. Gewissenhafte Hautpflege und vernünftige Abhärtung, z. B. kalte Körperwaschung täglich und warmes Vollbad wöchentlich, Winter wie Sommer, fördern die Gesundheit wesentlich; ein Bad in rechter Weise genommen, erquickt Körper und Geist.

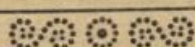
5. Arbeit. Geregelter, tüchtiger, erfolgreicher Arbeit ist eine Heilkraft für Leib und Seele, Zuflucht und Trost im größten Leid.

6. Ruhe. Auch die gesündeste Arbeit, solche, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, in welcher alle Organe geübt und gestärkt werden, muß mit Ruhe abwechseln: Zweckmäßige Ruhe und Erholung findet sich jedoch nicht in lärmender und betäubender Genußsucht; ganz besonders ist die Nacht dem Schlafe zu widmen.

Zu dieser Nervenhygiene müssen selbstverständlich die Menschen erzogen werden. Von Jugend auf muß bei ihnen der Wille zur naturgemäßen Lebensweise und Gesundheitspflege kräftig entwickelt werden. Dann werden alle Menschen auch von Nervosität freibleiben. Aber auch die, welche heute nervös sind, können durch die Kraft ihres Willens gesunden. Darum ruft ihnen Horst zu: was Goethe sagt:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Angstliches Klagen
Wenden kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Alle Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen!
Rufet die Arme
Der Götter herbei.



Fürs Haus



Tablettdedchen mit Züllgrund und Häfelci.

Zu der Umrandung des hübschen Dedchens wurden sog. Schweizer Stidereimotive verwendet und zwar vier längliche und vier runde Muster, die eine feste Häfelante als Abschluß erhielten. Man arbeitet in jeden Randbogen der Stiderei 3 Stäbchenmaschen, 5 Luftmaschen und wieder 3



Stäbchenmaschen und so fort, bis die erste Tour beendet ist. 2. Tour: 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen, 5 Luftmaschen, deren letzte mit der ersten dieser 5 Luftmaschen zusammengefaßt wird, so daß sich ein Pilot bildet, nochmals 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen und so fort bis zum Ende. Man

schneidet sich die Form des Dedchens am besten aus Papier zurecht und legt die Motive beim Arbeiten auf dieses Muster, da die 8 Umrandungsmotive an den betreffenden Stellen durch Anschlägen der Piloten miteinander verbunden werden müssen und sich sonst die Form leicht verschieben könnte. In den Züllgrund, der 20 Zentimeter lang und 11 Zentimeter breit ist, zieht man in der Mitte mit feinem Glanzgarn ein leichtes Muster ein und säumt ihn dann auf der linken Seite den umhüllenden Motiven an. Das ganze Dedchen mißt 28½ Zentimeter Länge und 20 Zentimeter Breite. Die Umrandung wirkt wie Klöppelarbeit.

Sinnspruch.

Verwandte Sprecher trifft man häufig,
Denn schon ein Schwäher spricht geläufig,
Indessen mancher mühsam stammelt,
Der nebenbei — Gedanken sammelt.

Otto Fromber.



Allerlei

Zwei Assessoren verfolgen mit Kennerblicken die eleganten Kreise, welche der Leutnant M. im Walzertanz auf dem Parkett beschreibt. — „Du,“ sagt der eine zum andern, „der Leutnant scheint ein großes Licht zu sein!“ — „Weshalb denn?“ — „Weil er so ferkengerade tanzt!“

Descartes, der berühmte Philosoph (gest. 1650), war in seiner Jugend Soldat. Während er in Holland die Waffen trug, war einst in den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen. Unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beemann; er lächelte über den jungen Offizier und war sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöst hatte.

Kleine Züge von Heinrich Laube.

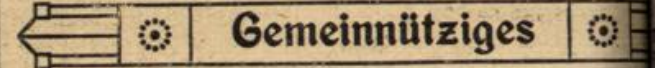
Es begegnete Laube öfters, daß er ein Stück bis zum dritten oder vierten Akt vollendet hatte und nicht weiter wollte. Dann gab es für ihn nur ein Mittel, er mußte eine kleine Reise unternehmen und mehrere Stunden in der dritten Klasse auf der Eisenbahn fahren. Wenn er dann recht zusammengerüttelt wurde, kamen ihm die besten Ideen. So lächerlich das erscheinen mag, so ernsthaft erzählte es Laube. „Als sich der letzte Akt der ‚Karlschüler‘ nicht einstellen wollte,“ sagte er, „brauchte ich bloß bis zur nächsten Station zu fahren, und der Akt war da!“ Wenn Laube am Schreibtisch saß, war er äußerst ungemütlich. Er schrieb alles doppelt; zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte. Das, was er mit Bleistift schrieb, galt ihm noch nichts, da änderte er und verwarf rücksichtslos, die Tinte aber übte eine gewisse Macht auf ihn, und er entschloß sich nicht leicht, an einer Arbeit, die bereits mit Tinte geschrieben war, etwas zu ändern.

Preussischer Wig. In Friedrich des Großen Tafel war eines Tages die Rede von französischer und deutscher Literatur und es wurde die Meinung aufgestellt, die Deutschen könnten sich hinsichtlich des Wises nicht mit den Franzosen messen. Man stritt lebhaft hin und her, da wandte sich Friedrich an den General von Lottow, einen alten, biedereren Haudegen, und sagte in scherzhaftem Tone: „Er hat hier schon mehrere Male den Ausschlag gegeben, wenn die Meinungen geteilt waren, entscheide Er auch jetzt! Was meint Er darüber?“ — „Ew. Majestät,“ verjette der alte General, „ich bin zwar nicht gelehrte genug, um mir hierin ein entscheidendes Wort zu erlauben, aber ich für meine Person halte es mit dem deutschen Wig, mit Mollwitz, Bunzelwitz, Festwitz und Brittwitz!“ — „Das wird Ihnen keiner abstreiten, mein lieber Lottow, ich am wenigsten, darin hat Er vollständig recht!“ meinte lächelnd der König. — Bei Mollwitz schlug Friedrich am 10. April 1741 seine erste Schlacht, bei Bunzelwitz verteidigte er sich in seinem mit bewundernswürdiger Schnelligkeit besetzten Lager gegen einen überlegenen Feind (1761), der Angriff des Majors von Festwitz vom Regiment „Prinz Ferdinand“ mit 500 Mann aus allen Regimentern auf die Süptiger Höhen, die, ohne daß er es wollte, auch für das Biethensche Korps das Ziel bildeten, half am Spätabend des 3. November 1760 den Sieg bei Torgau entscheiden, und der Rittmeister vom Biethenschen Regiment von Brittwitz rettete mit 40 Husaren nach der Niederlage bei Kunersdorf den König vor der Gefahr, von verfolgenden Kosaken gefangen genommen zu werden. — Das waren gute Wige!

Eine heilsame Erinnerung. Im vornehmsten Teile Londons hat sich der unermesslich reiche Lord Rothschild sein Wohnhaus erbaut. Es ist ein Bauwerk, das ganz seinem ungeheuren Vermögen entspricht. Um so mehr fällt es dem Beschauer auf, daß an ihm das Kranzgesims einer Säule unvollendet gelassen ist und auch jahraus, jahrein in diesem unfertigen Zustande bleibt. Viele Leute haben schon verwundert gefragt: „Hat der Besitzer keinen Bild für diesen Mangel an seinem Hause? Wie konnte der Baumeister eine so mangelhafte Ausführung übersehen oder gutheißen? Bei jedem andern Sterblichen würde man glauben, das Baugeld sei ihm ausgegangen. Davon kann aber doch bei einem Rothschild keine Rede sein.“ Allerdings ist weder davon noch von einem Übersehen des Mangels eine Rede. Der unvollendete gebildete Säulenabschluß hat vielmehr eine ernste und tiefreligiöse Bedeutung. Lord Rothschild ist ein orthodoxer Jude. Im Hause jedes frommen Juden muß aber nach uralter Über-

lieferung irgendein Teil unfertig gelassen werden, um Zeugnis abzulegen, daß der Besitzer und Bewohner sich nicht für ewig zu halten gedenkt, sondern nur als ein Pilgrim und Fremdling in der Welt. Abraham, der seine Zelte von Zeit zu Zeit abbrach und anderswo aufrichtete. Wer diesen Zusammenhang kennt, der schüttelt über fertige Säule nicht verwundernd und mißbilligend den Kopf, er von ihr eine ernste Predigt halten. Der Gedanke, den sie in ihm ist derselbe, den unsere frommen Altvordern sich in folgenden als Haussegnen über ihre Haustür schreiben ließen:

Wir bauen uns hier so feste, Und sind doch fremde Gäste.
Doch wo wir sollen ewig sein, Da richten wir uns wenig ein.



Gemeinnütziges

Werden Eier zu frisch gekocht, so bleibt das Eiweiß kleisterig am vierten Tage nach dem Legen lassen sich Eier gut kochen.

Während man geistig oder lich abgelenkt ist, darf man Mahlzeiten nicht zu sich nehmen empfiehlt sich daher, vorher eine Stunde, womöglich liegend, zu ruhen, damit die Blutverteilung im Körper eine gleichmäßige wird. Jetzt wird man, mit Aussicht auf köstlichkeit, die Speisen zu sich nehmen können.

Brombeer- und Himbeeren sind gegen die Störungen des Wachstums besonders empfindlich wegen ihr im Sommer jedweden Schaden und Graben zu vermeiden öfters eine flache Boden vorzunehmen.

Das Anarren der Türen dadurch beseitigen, daß man Graphit an den knarrenden Angeln oder Scharnieren bringt, aber die Stelle mit der Graphitbleistiftes kräftig reibt.

Zeitknospen an Chrysanthemen müssen ausgekniffen werden, die großblumigen Pflanzen erzielen — Benötigen wir große Pflanzen für Beete, so ist es zwecklos überflüssig. Dann kommt die Gesamtwirkung der Blüten.

Scheutklappen bei Pferden den Augen beim Fahren gegen Sie leiten viel Wind in die Augen. Pferde scheinen dabei oft eben, wenn sie keine Scheutklappen.

Nervöse Menschen soll man nicht zu oft nach ihrem Befinden fragen, denn diese werden hierdurch immer wieder an ihren Zustand erinnert, und Nichtbeachtung ist

diesen Patienten meist besser als zu große Teilnahme. Der oberste Satz in der Behandlung Nervöser lautet: Ablenkung von dem Leiden.

Logograph.

Mit einem m umgibt es dich,
Mit r zeigt's in der Fläche sich,
Und wird es mit dem i genannt,
Ist's als ein tapfer Mann bekannt.
Julius Gald.

Anagramm.

Der junge Mann, den wir nennt's Wort,
Dient mit viel Freud' beim verstellten Wort.
Fritz Guggenberger.

Schachlösungen:

Nr. 158. 1) Dg4! etc.
Nr. 159. 1) Tt8,b5. 2) Kf7;
1) ... b6 2) Tc8.

Richtige Lösungen:

Nr. 146. Von H. Brandt in Dudenhuden.
Nr. 147. Von R. Schulze in Delitzsch.
Nr. 148. Von B. Kottschenreuther,
G. L. in B. Lehrer B. Schäfer in
Eilen-H. Nr. 149. Von Postsekretär C.
Eichenbrenner in Wülfingen. G. L.
Nr. in B. Lehrer B. Schäfer in Eilen-H.
Nr. 150. Von Kanonier M. Matthes
in Riesa a. E.

Problem Nr. 160.

Von O. Remo. (Deutsche Schachzeitung.)



Weiße.
Ratt in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Sieh auf dich und die Deinen, dann erst schilt mich und die Meinen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.